

Schopenhauer und Bahnsen

Von Heinz-Joachim Heydorn (Darmstadt)

In seiner Unzeitgemäßen Betrachtung „Schopenhauer als Erzieher“ versucht Friedrich Nietzsche das Geheimnis der Wirkung des Philosophen zu ergründen: „Ich schildere nichts als den ersten gleichsam physiologischen Eindruck, welchen Schopenhauer bei mir hervorbrachte, jenes zauberartige Ausströmen der innersten Kraft eines Naturgewächses auf ein anderes, das bei der ersten und leisesten Berührung erfolgt.“ Schopenhauer ist der Mensch, der in sich selber ruht, der eine volle Übereinstimmung mit sich selbst erreicht hat. „Ich ahnte, in ihm jenen Erzieher und Philosophen gefunden zu haben, den ich so lange suchte. Zwar nur als Buch; und das war ein großer Mangel. Um so mehr strengte ich mich an, durch das Buch hindurch zu sehen und mir den lebendigen Menschen vorzustellen, dessen großes Testament ich zu lesen hatte, und der nur solche zu seinen Erben zu machen verheiß, welche mehr sein wollten und konnten als nur seine Leser; nämlich seine Söhne und Zöglinge.“

Als Bahnsen im Sommer des Jahres 1856 Schopenhauer zum ersten Male persönlich begegnet, steht er noch ganz unter dem Eindruck der schwersten geistigen Krise seines Lebens. Die intimere Bekanntschaft mit dem Werk des Frankfurter Philosophen konnte nur wenige Monate vorher erfolgt sein, bis zum Jahre 1855 haben wir einen verhältnismäßig lückenlosen Überblick über die innere Entwicklung. Um diese Zeit sieht sich Bahnsen vor unlösbare Fragen gestellt, die Konsequenzen des Denkens laufen ihm davon. Der nihilistische Grundgedanke seiner Philosophie hatte ihn bereits mit 19 Jahren unter allen Zeichen einer elementaren Erkenntnis überfallen, er fühlte sich der Wirklichkeit in einer unerträglichen Weise konfrontiert, in der er den Hegelschen Weltprozeß zu einem unaufhebbaren Gegensatz von These und Antithese umgedeutet hatte; in der Auseinandersetzung mit dem idealistischen Tübinger Professor Reiff war ihm der neue Geist des Materialismus vertraut geworden, er hatte ihn in seine Dialektik einbezogen. Die Argumentation verstrickt sich immer tiefer in Gegensätze, die sie endlos aus sich erzeugt, — „Dieser Zauberkreis, in dem uns die Dialektik herumschleudert, scheint undurchbrechbar zu sein und die Versuchung nahezu legen, mit Hegel als einzig Realem diesen ewigen Prozeß des Werdens — die Realität der Dialektik und die Dialektik der Realität festzuhalten. Aber das schließt *eo ipso* aus, daß die arme Seele je zur Ruhe gelange und fordert somit eine Resignation, die der Verzweiflung an aller Erkenntnis gleichkäme.“ Am 3. Mai 1855 schreibt Bahnsen diesen Satz als Résumé in sein altes Kollegheft; wenig früher hatte er in einer kleinen Schrift über Aristoteles formuliert: „Weil sich der Gravitationspunkt den Blicken entzieht, scheint Freiheit der Willkür vorhanden; weil sie ihren Halt, den Kristallisationspunkt, um den sich alle einzelnen Strebensrichtungen ansetzen, nicht kennen, wissen solche Gei-

ster auch sich selber darin nicht zu erfassen.“ Nur in der großen, der untergangsbedrohten Haltung, in der ein unbeugsamer Wille zu seiner Verwirklichung drängt, wird noch ein letzter, schmerzlicher, durch sich selbst gehaltener Sinn erkannt.

Im Jugendwerk Bahnsens liegen uns einige der genialsten Manuskripte vor, die das an revolutionärer geistiger Bewegtheit so reiche 19. Jahrhundert hinterlassen hat, voller Unruhe und unbestimmter Erwartung; mit großen Sprüngen eilen die Gedanken ihren äußersten Konsequenzen zu, gehetzt, getrieben, bis an eine Grenze, an der der Mensch vor den Abgründen schaudert. In kurzer Zeit wird die Hegelsche Philosophie ihrer eigenen Selbstaufhebung zugeführt, eine kaum mehr haltbare Position ist erreicht, in der sich das Sein zum Widersinn verkehrt. An Hegel, an der Form seines Denkens wird die Antithese entwickelt: Die absolute Selbstverwirklichung wird durch ihre eigene Triebkraft, sie wird durch den Widerspruch der Zerstörung überliefert. In dem Bannkreis dieser Gedanken scheint sich die Möglichkeit zu verschließen, der sittlichen Aufgabe des Menschen einen Halt zu gewähren; dennoch weiß auch der junge Bahnsen sehr tief darum, daß es eine solche Aufgabe gibt, daß sie unverlierbar gesetzt ist. Die ganze Wirkung der Schopenhauerschen Philosophie wird erst verstehbar, wenn man diese entscheidende Beziehung erkennt: Schopenhauer ist es gewesen, der Bahnsen eine sittliche Selbstverständigung ermöglicht hat, die für seine Existenz von wesenhafter Bedeutung war, ohne die er sie nicht hätte fortsetzen können. Erst nach der Begegnung mit Schopenhauer hat Bahnsen auch für seine eigene Philosophie eine ethische Grundlage gefunden, die es ihm erlaubte, mit ihr zu leben; die absolute Verzweiflung ist gebannt. Wertvolle Manuskripte müssen während dieser Zeit, in der Bahnsen einen überwältigenden Eindruck von den Anschauungen Schopenhauers empfing, durch ihn selbst vernichtet worden sein; sie vermochten vor dieser neuen Wirklichkeit nicht mehr zu bestehen. Der Briefwechsel, den er mit Schopenhauer bis zum Jahre 1860 führt, gehört zu den intimsten Dokumenten der deutschen Briefliteratur, in ihm wird ganz deutlich, wie sehr es hier nicht nur um die Aufnahme einer neuen geistigen Möglichkeit geht, sondern um die nackte Existenz-Errettung, wie sehr ihn Schopenhauer einer heillosten Krise entriß. Später wird in der Autobiographie: „Wie ich wurde was ich ward“ noch einmal das Bild des Frankfurter Meisters in aller Unmittelbarkeit wiederhergestellt. Schopenhauer ist zugleich auch der Mensch im Sinne seiner höchsten Verwirklichung.

Eben deshalb wird man das Verhältnis Bahnsens zu Schopenhauer unter einen zwiefachen Gesichtspunkt rücken müssen. Es geht nicht nur um die Feststellung, was Bahnsens späteres Denken Schopenhauer objektiv zu verdanken hat, wie stark sich der Einfluß der Schopenhauerschen Philosophie in den entscheidenden Denkprozessen nachweisen läßt. Für Bahnsen, dem alle Aussage in der Subjektivität seines Erlebens gründet, fließen die persönliche Begegnung mit Schopenhauer und die objektiven Einwirkungen seiner Philosophie in eins zusammen; selbst in den privatesten Niederschriften vermag er nur mit großer Selbstüberwindung den Trennungsstrich zwischen sich und Schopenhauer zu ziehen. Dieses Verhältnis zu Schopenhauer

hält sein Leben fortan umklammert, erst sehr spät wagt er auch vor der Öffentlichkeit ganz er selbst zu sein. Doch ist die Bewertung Bahnsens als Schopenhauerschüler nur sehr bedingt richtig. In dem Augenblick, in dem er seine Auseinandersetzung mit der Schopenhauerschen Philosophie beginnt, sind die entscheidenden Auffassungen seines Denkens bereits geprägt. Die Grundelemente der Realdialektik sind erfaßt, alles, was später kommt, betrifft nur ihre innere Ausgestaltung, ihre Entwicklung zu einem umgreifenden System menschlicher Erkenntnis. Im Gegensatz zu dem kühnen Flug der Jugendmanuskripte geht diese Entwicklung jedoch unter großen Umwegen vor sich, der prägnante Stil der frühen Aussagen läßt nach und weicht einer umständlichen, oft schwer ergründbaren Sprache; neben den elenden äußeren Umständen des Lebens, die Bahnsen erfahren muß, spielt hierbei auch der innere Zwiespalt eine Rolle, die immer wieder auftauchende Frage, ob sein Verhältnis zu Schopenhauer nicht etwa durch seine eigene Arbeit getrübt werden könnte.

Der ethischen Fundierung des Denkens durch Schopenhauer hatte der junge Philosoph bereits mitten in seiner Gewissenskrise vorgearbeitet. Zwar wird die Frage, wie dem Menschen angesichts der Bewußtwerdung seiner eigenen Fragwürdigkeit noch ein fester sittlicher Halt vermittelt werden kann, nicht beantwortet, aber der Begriff des Mitleids ist bereits in seiner Bedeutung erkannt. In der Doktorarbeit heißt es: „Die Versuche, die Ethik auf der Theorie des Mitleids aufzuerbauen sind nicht die schlechtesten, um eine wahre Immanenz des Sittlichen festzuhalten.“ Aber erst nach der Begegnung mit Schopenhauer wird das sittliche Selbstbewußtsein wahrhaft zurückgewonnen und eine Grundlage geschaffen, die dem Leben auch inmitten seiner existentiellen Verlorenheit Halt und Würde gibt. In ein privates Manuskript mit dem Titel „Ethische Vorfragen“ trägt Bahnsen am 6. 7. 1871 folgende Bemerkung ein, indem er jedes einzelne Wort unterstreicht: „Die Leidensseite des Daseins ist somit das Quellgebiet aller ethischen Relationen — und nur das leidende Individuum ist das Objekt aller wahrhaft ethischen Tendenzen. Das ist der Grundgedanke, den wir von Schopenhauer herübernehmen.“ Es ist das Verdienst des Meisters, der Ethik wieder ein festes Fundament in einer Zeit gegeben zu haben, in der die bisher weitgehend selbstverständlichen sittlich-religiösen Bindungen einem unaufhalt-samen Zerfallsprozeß unterliegen. In dem gleichen Manuskript, in dem in einer 80 Seiten umfassenden Niederschrift die entscheidende Auseinandersetzung mit der Schopenhauerschen Ethik vollzogen wird, weist Bahnsen auf diese besondere Leistung des Philosophen hin, daß er es sich hat „angelegen sein lassen, der Ethik eine metaphysische Basis zu retten vor einem Zeitalter, dessen weitüberwiegende Mehrzahl die bloß religiöse Autorität eines theistischen Statutarismus nicht mehr respektiert.“ Aber hier taucht die Frage auf, wie es möglich sein kann, eine reine Mitleidsethik, deren Sinn durch die Leidensminderung umrissen wird, in einem individualistischen System zu behaupten. Das große Thema der Auseinandersetzung ist angeschlagen, ist es doch Bahnsen, der diesen einen Schopenhauerschen Willen in unendlich viele Teile zerschlägt. „Eine Philosophie“, so lehrt uns die Niederschrift, „welche es überhaupt noch nötig findet, auf ethische Probleme

sich einzulassen, welche nicht wie der blanke Materialismus darauf verzichtet, wird es sich auch gefallen lassen, an ihrem ethischen Teile eine ihrer grundwesentlichen Proben zu bestehen. Insofern wiegt also der Einwurf nicht ganz leicht, welchen man streng pluralistischen Systemen gemacht hat, sie müßten sich schließlich außerstande erweisen, ein haltbares Fundament für die Aufstellung ethisch wirksamer Prinzipien zu gewinnen. Uns aber, die wir an Schopenhauer anknüpfen, ist dies um so mehr die allernächste Vorfrage, als auch die Ethik des Meisters auf einem eminent monistischen Boden erbaut worden, — als sich mithin zwiefach fragt, ob nach Verlassen dieses Baugrundes noch soviel Gemeinsamkeit des metaphysischen Materials übrig bleibt, daß von einem Aus- und Weiterbau im Sinne einer kontinuierlichen Fortsetzung überhaupt noch werde die Rede sein können.“ Diese Frage, ob „die Dignität des Mitleids als ethischen Urgefühls mit Schopenhauers Auffassung des *principium individuationis* zu stehen und zu fallen scheint“, hat Bahnsen tief bewegt; in einem bedeutsamen geistigen Entwicklungsprozeß wird das zentrale Element der Schopenhauerschen Ethik schließlich dem metaphysischen Individualismus eingefügt. Wo uns auch immer ein Blick in diese Auseinandersetzung gewährt wird, haben wir Gelegenheit zu einer ganz unmittelbaren Begegnung, das ruhelose Suchen kreist schließlich immer wieder um diese eine Frage, wie sich im Sittlichen der Sinn einer so grausam fragwürdigen Existenz begründet. Hier kommt es oftmals, in dem vollen Bewußtsein, was es gerade in diesem Zusammenhang doch Schopenhauer zu danken gilt, zu einer herben Kritik: „Schopenhauer denunziert gelegentlich den Standpunkt Spinozas als einen im Grunde ethiklosen — aber genau zugesehen haftet seiner eigenen Darstellung ganz dasselbe Gebrechen an“, heißt es in einer Bemerkung über den Schopenhauerschen Monismus, die wir in einem Manuskript, dessen Titel verloren gegangen ist, unter dem Datum des 25. Dezember 1865 nachlesen können. „Das Leiden ist die dem Sein gleichwertige *ἀνάγκη*, welche die Identität des *esse*, des *operari* und des *pati* in denselben Kreis unerbittlicher Unabänderlichkeit einschließt. Damit ist die Gewissensqual nicht aus der Welt geschafft.“

Die tatsächliche Veränderung, die Bahnsens Denken durch die Schopenhauersche Ethik erfährt, kann nicht in Zweifel gezogen werden. Fraglich jedoch erscheint es bereits, wie weit durch den Willensbegriff ein völlig neues Element in seine Vorstellungswelt eintritt. In der materialistischen Tübinger Periode des Philosophen nimmt der Begriff der „Kraft“ eine besondere Stellung ein, er wird von ihm auf eine höchst eigentümliche Weise in seine nihilistische Dialektik verarbeitet. Der objektive Zusammenhang zwischen diesen beiden Begriffen in der Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts, der ihnen beiden zugrunde liegende Versuch einer dynamischen Interpretation des Lebensprozesses, ist nicht zu verkennen. Die innere Entwicklung Bahnsens macht es zudem deutlich, daß er den Willensbegriff an sich ohne jede Schwierigkeit seinem bisherigen Denken einfügt; Kraft und Wille standen auch vorher schon für ihn eng nebeneinander. Jetzt aber wurde dieser Begriff des „Willens“ in einem pessimistischen Weltbild von großartiger Form und Geschlossenheit vorgetragen, — es wundert nicht, daß er von nun an eine entscheidende Stellung im System gewinnt. Sehr bald vollzieht sich aber

gerade in der Auseinandersetzung mit diesem Schopenhauerschen „Willen“ eine Wendung, die überzeugend deutlich werden läßt, daß Bahnsen nur für ganz kurze Zeit die neue Philosophie in ihrer Gesamtheit akzeptiert, — der Willensbegriff erfährt eine tiefgreifende Veränderung, während die wesentlichen Positionen seines früheren Denkens fast alle erhalten bleiben. Der Einfluß Schopenhauers, der in seiner subjektiven Bedeutung überhaupt nicht überschätzt werden kann, kommt objektiv nur innerhalb enger Grenzen zur Wirkung. Sofort beginnt Bahnsen die in Schopenhauers Denken aufbewahrte Erlösungsmöglichkeit in Frage zu stellen, die antiidealistische Tendenz seines früheren Philosophierens setzt sich in vollem Maße wieder durch, wie überhaupt das materialistische Erbe eine verwandelte Bedeutung auch weiterhin behält; die Grundform der dialektischen Erkenntnis bleibt völlig unberührt. Es ist jedoch festzustellen und sehr bemerkenswert, daß der metaphysische Individualismus erst in dieser Auseinandersetzung mit dem Schopenhauerschen Willensbegriff zu seiner Selbsterfassung gelangt; mit ihr beginnt zunächst eine neue und aufgewühlte Periode schöpferischen Denkens, die Bahnsen niemandem einzugestehen wagt. Die ersten bedeutenden Manuskripte, die in ihr entstehen, hat Anselm Ruest im XIX. Jahrb. der Schopenhauer-Gesellschaft in feinsinniger Weise analysiert; sie verdienen es, einem philosophischen Leserpublikum gedruckt vorgelegt zu werden. Für die weitere Entwicklung der Philosophie bleibt es jedoch bezeichnend, daß in ihr immer wieder der Versuch erkennbar wird, Schopenhauer selbst diese zum Teil völlig andersgearteten Elemente der Vorstellung zu unterschieben; Bahnsen will sich als Vollender des Schopenhauerschen Geistes sehen. Ein zusammenhängendes Studium der ungedruckt gebliebenen Manuskripte, die sich wohlverwahrt in der Hamburgischen Staatsbibliothek befinden, macht dies vor allem offenbar.

Im Hinblick auf seine besondere Aufgabe der Entwicklung einer individualistischen Willensmetaphysik schreibt Bahnsen in sein Manuskript „Neue Metaphysische Grundlegung zur Charakterologie“ am 14. April 1870: „Der Constanzbegriff in seiner vollen Strenge genommen schließt das Nichtgewordensein schon ein. Ewige Strebungen müssen es sein, die in dem vergänglichen Thun sich offenbaren — und die Beredsamkeit, mit welcher Schopenhauer das *semper idem aliter* in allem historischen Werden und Fortschreiten noch kurz vor seinem Tode darlegte, bürgt vollends dafür, daß auch der Meister selber die Beständigkeit der individuellen Besonderheiten über die Lebensdauer des einzelnen Individuums hinaus hat behaupten wollen.“ Später, als in der Polemik gegen Eduard von Hartmann die Frage der Nachfolgeschaft der wahren Schopenhauerschen Philosophie gestellt scheint, bekennt er in der Niederschrift „Wille und Gefühl“ am 12. 12. 1878 vor sich selbst: „Dem Herzenspessimismus eines Schopenhauer hatte E. v. Hartmann ja nur deshalb seinen Kopfes pessimismus gegenüber stellen können, weil er vom allein consequenten Willensmonismus abgefallen war und neben den Willen die Idee mit gleicher Dignität gestellt hatte.“ Wenige Zeilen weiter heißt es dann: „Eine innere Resonanz seiner realdialektisch in Selbstentzweiung selbstgeschaffenen Hemmungen muß vom Wesen des Willens als solchem unzertrennlich sein und deshalb in seinen Begriff mitaufgenommen

werden: so lautet eine der Urforderungen der Willensmetaphysik, mit welcher auch deren erster Urheber sich *implicite* von Anfang an einverstanden erklärt hat.“ Bahnsen sieht sich hier also selbst als den allein folgerichtigen Fortsetzer der Schopenhauerschen Willensphilosophie, obwohl doch gerade er ihren Monismus am schärfsten in Frage gestellt hatte. Noch präziser wird diese Ansicht, daß die Grundlagen seines gesamten Denkens bereits von Schopenhauer vorgebildet worden seien, in dem bereits zitierten Manuskript „Ethische Vorfragen“ zum Ausdruck gebracht. Bahnsen weist hier darauf hin, daß er sich gerade dadurch, indem er sich als Vertreter der „reinen Willensmetaphysik“ einführt und „als solcher Schopenhauer näher bleiben will“ das Recht nimmt, „alles das herauszukehren und systematisch zu verwenden, was im reinen Willenswesen als solchem schon die Anerkennung einer Vielheit impliziert.“ Stillschweigend wird vorausgesetzt, daß damit auch alle Elemente seiner eigenen Auffassung bereits *implicite* bei Schopenhauer vorhanden sind und nur entbunden werden müssen. Das Recht auf die genuine Nachfolge ist gesichert. In dem Manuskript „Pseudo-Scholastika“ wird schließlich am 22. 12. 1872 das Verhältnis zu Schopenhauer am deutlichsten charakterisiert: „So erscheint es als das metaphysische Verdienst Schopenhauers, dem rein subjectivistischen Idealismus sich dadurch entrisen zu haben, daß er an dem Willen jenes *punctum saliens* packte, welchem das schlechthin Subjective ein ebenso schlechthin objectives Element enthält und umgekehrt ein schlechthin Objectives in unmittelbarer Einheit mit dem Subject steht. Was er auch als das Wunder κατ' ἐξοχην der Einheit des wollenden und erkennenden Ich und als das Paradoxon der unmittelbaren Objectivität stehen ließ.“ Die eigene Aufgabe kann nur darin bestehen, „mit pietätvollem Nachdenken seiner Vorgesankten“ das Räthsel des Widerspruches weiter zu ergründen, — „und dazu mein Scherflein beisteuern zu können war meine Hoffnung, als ich einerseits aus der Weite des All-Einen und seiner Unendlichkeit einlenkte in die übersehbaren Engpässe des Individualismus, welcher als solcher mit endlichen Factoren operiert, und andererseits mich hinauswagte in die Domaine des Antagonisten mit meiner Realdialektik.“

Wer einen Überblick über die gesamte Entwicklung Bahnsens gewonnen hat, ist immer wieder überrascht, wie selten sich der Philosoph Rechenschaft ablegt über die tatsächlichen Voraussetzungen seines Denkens; nach der Begegnung mit Schopenhauer scheint für ihn alles Vergangene weitgehend ausgelöscht zu sein, nur an Schopenhauer, so möchte er uns glauben machen, habe sich der Beziehungsreichtum seines Geistes entfaltet. „Als Verehrer Schopenhauers“, so führt sich der Baron Dumont am 16. 4. 1877 in einem Briefe bei Bahnsen ein, „und als einer, der in Ihnen den berufensten und bedeutendsten Anhänger dieses Philosophen hochschätzt.“ Bahnsen läßt diese Charakterisierung in seinem Antwortschreiben unwidersprochen, er widerspricht auch nicht, als der gleiche Dumont ihm am 24. Juni desselben Jahres schreibt: „Ihre Realdialektik verhält sich zu Schopenhauers Willen, wie dieser zum Kantschen Ding an Sich.“ Mit Genugthuung nimmt er vielmehr diese Einschätzung hin. Der „treudankbare Schüler“, wie er sich selbst in einem Briefe an Schopenhauer am 19. 8. 1860 bezeichnet, vermag sich auch

später kaum in einer anderen Rolle zu sehen; als er Gwinners Biographie 1878 in der „Jenaer Literaturzeitung“ rezensiert, bezeichnet er sich als „entschiedensten Anhänger“ des Meisters. Seiner Lehre gegenüber verwandelt sich die nihilistische Dialektik in „eine Spezialerörterung der Frage: Wohin führt die Selbstverneinung des Willens? Was für ein Ergebnis gewinnen wir, wenn wir gleichzeitig in metaphysischer und ethischer Beziehung die asketische Doktrin einer Kritik unterwerfen? . . . Der natürliche Ausgangspunkt ist hierbei wieder die Selbstentzweiung, welche Schopenhauer als dem Willen wesentlich nachweist.“ Schopenhauer hält ihn umklammert, Stück um Stück muß er ihm sein eigenes Denken entreißen, die Gewalt dieses Genius droht ihn zu ersticken. Nur selten, und vorwiegend in den späteren Lebensjahren, vermag er seine eigene Stellung objektiv zu sehen, aber auch dann gelingt ihm kaum eine freie und unbeschwerte Aussage. Hegel hatte sein Menschentum nicht berührt, er hatte ihn nicht davor bewahren können, in einen Abgrund ohne Ende zu gleiten; Schopenhauer war es, dem sich sein Leben „aus der Fülle eigensten Willensbewußtseins zugewandt hat.“ So wird es von ihm selber am 9. 10. 1876 formuliert. Die innere Souveränität wird nie zurück gewonnen, auch dann nicht, als sie nach der Auseinandersetzung mit Eduard von Hartmann so sehr erstarken konnte. Schopenhauer hat Bahnsen erdrückt, aber nicht etwa deswegen, weil es ihm schließlich doch an der genügenden Originalität gefehlt hätte, die das Wesen eines großen Denkers ausmacht, sondern weil er sich in seiner tiefen inneren Vereinsamung in einem ganz einzigartigen Bewußtsein der Treue zu diesem Manne gehalten fand, der die Berührung durch die Hand des Todes im letzten Augenblick von ihm abgewandt hatte.

Nur an wenigen Stellen wird Hegel der Dank abgestattet, den Bahnsen ihm tatsächlich schuldet. Am 26. 5. 1870 heißt es in der „Neuen Metaphysischen Grundlegung zur Charakterologie“: „Also auch mir concrezieren Schopenhauer und Hegel wie zwei Hälften zur vollen und ganzen Wahrheit. Aber nicht die Idee entnehme ich von jenem, sondern die Realität des Widerspruchs, die Wirklichkeit der wechselseitigen Selbstaufhebung, jene objective Dialektik, die schon Kant in seinen negativen Größen hat.“ Fast selbstquälerisch klingt es, wenn Bahnsen am 25. 12. 1868 in dem Manuskript: „Das Eine und das Viele. Wider die falschen Dialektiker“ schreibt: „So wird denn auch hier der Scharfsinn zum Stumpsinn. Freilich an Verklausulierungen fehlt es bei Schopenhauer nicht, welche die Nacktheit solcher logischen Willkür mit transcendentaler Keuschheit bekleiden sollen, aber das einfache, unverkünstelte Denken das bei Worten sich auch gern etwas vorstellen mag, weiß nichts anzufangen mit Vernehmungen wie: Der Wille als Ding an sich . . . ist Einer, jedoch nicht wie ein Object Eines ist, dessen Einheit nur im Gegensatz der möglichen Vielheit erkannt wird, noch auch wie ein Begriff Eins ist . . . Unfaßbare Unterscheidungen. Die Unmöglichkeit, in solchen Wolkengebilden festen Wohnsitz aufzuschlagen verrät sich überall . . . denn das läßt sich dem Hegel doch nicht bestreiten, daß jedes dieses ein anderes voraussetzt und somit eine Vielheit impliziert.“ Nicht nur die Dialektik, sondern auch das Prinzip des Individualismus wird schließlich auf Hegel zurückgeführt. Nur wenige Tage vor seinem Tode, am 28. 11. 1881,

trägt Bahnsen dann eine Randbemerkung in sein Handexemplar der „Real-dialektik“ ein, die nur schwer leserlich ist. Sie beginnt mit den Worten: „Je länger, je mehr“, — dann zerfließen die Zeilen, aber ein kurzer Abschnitt bleibt doch zu entziffern: „daß Hegel [in] seinen eigentlichen Intentionen auch mir ungleich näher gestanden als ich bisher habe anerkennen mögen.“

Schopenhauer aber ist der Mensch, der vor einer Welt von Feinden bestanden hat. In ihm hat der sittliche Charakter seine volle Verwirklichung erfahren. Nietzsche hat diesen Eindruck in vollendeter Weise nachgezeichnet. „Es muß die Menschheit“, so schreibt Bahnsen in einem kleinen Manuskript, ‚Ant-Elpidisches‘, „doch den tapferen Geistern Dank wissen als für eine Befreiung endlich einmal dem Elend des Daseins ins Angesicht zu schauen. Männer wie Schopenhauer . . . , sie hatten jenen zaghaften Rationalismus hinter sich, dessen mißverstandene Teleologie ohne Theologie nicht meinte, fertig werden zu können.“ Angesichts eines solchen sittlichen Vorbildes scheidet er sich nicht nur mit scharfer Aussage von Stirner, — seinen „grundstürzenden Tendenzen“, welche die Kraft ihres Vorgehens einem Axiom entnehmen, das von ihm als ultra-individualistisch und „atomistisch alle sittlichen Bindemittel zerstäubend“ erkannt wird, als „absolute Selbstgeltung des Einzelnen“ (Manuskripteintragung vom 29. 6. 1871, „Ethische Vorfragen“) —, sondern er verfolgt vor allem die charakterliche Haltung aller derer, die sich auf Schopenhauer berufen. Nicht ohne bitteren Unterton wird die Abgrenzung zu Nietzsche vollzogen, in einer Niederschrift „Zur Verständigung über den heutigen Pessimismus“ unter dem Datum des 9. 5. 1881, die später von dem verdienten Rudolf Louis zusammen mit den Tagebuchblättern veröffentlicht worden ist: „Leider dürfen sich die Jünger Schopenhauers nicht verhehlen, daß einer der Genialsten aus ihrer Mitte auf Abwege sich hat verleiten lassen. Wir meinen jenen, der sich nur noch in dem vagen Taumel eines wieder metaphysiklos gewordenen Skepticismus herumtreibt . . . , auch ein Antilogiker, aber einer, der für seine Dialektik den Halt nicht fand, welchen trotz alledem und alledem selbst eine noch so unerwünschte Realität gewährt.“ Nietzsche ist der Vertreter eines „praktischen Nihilismus“; noch schärfer wirkt die Distanzierung von Eduard von Hartmann, der als entlarvter Sophist bezeichnet wird, „dem es niemals wahrhaft Ernst gewesen ist um seine Behauptungen.“ Kein Zweifel, das Vorbild verpflichtet, wer sich auf Schopenhauer beruft, muß sich durch Taten rechtfertigen können, er muß seinen eigenen Weg in sittlicher Unbedingtheit gegangen sein. „Nichts“, so heißt es in denselben Blättern, „erregt so intensiven geistigen Ekel als wenn wir irgendwo eine Karikatur unserer eigenen Grundanschauungen ausgestellt finden.“ Wo auch immer Schopenhauer eine Ehrung findet, da wird sie von Bahnsen in seinen Niederschriften mit voller Genugtuung vermerkt, selbst dann, wenn sein persönliches Interesse in keiner Weise im Spiel sein konnte. Die ganze Tiefe dieser Gefühlsbeziehung wird aber erst in einer kleinen Reihe von Gedichten angerührt, die während eines Frankfurter Aufenthaltes im Jahre 1877 entstanden sind. Kaum mehr als vier Jahre vor seinem Tode hatte der vereinsamte Mann das Grab seines

Lehrmeisters aufgesucht, um an ihm den großen Augenblick seines Lebens noch einmal zurückzurufen.

Verflattert, welk, von dem Akazienbaum
Des Nachbargrabes liegt — man sieht es kaum —
Ein Blättchen hier und da, gelb und verdorrt
So ziehts verwehte Herzen her an diesen Ort.

Keine Ruhe kennt diese Erde für die Unruhe des Geistes, für das endlose Verlangen nach nie erreichbarer Selbstgewißheit, — aber in diesen Stunden spürt Bahnsen Heimat, Aufbewahrtsein, eine Verbindung, die der Tod nicht zerreißen kann. „Bei ihm nur bin ich zu Haus.“

Ohne Schopenhauer wäre Bahnsens Leben vielleicht vor der Zeit zerbrochen, früh verblutet an den großen Fragen des Seins, dessen Abgründe sich ihm schon mit der Morgenröte geöffnet hatten; er hatte einen Blick in das Dunkel getan, das ihn immer wieder rief, um ihn in die Tiefe zu ziehen. Schopenhauer hat seinem Dasein den Halt gegeben, die Festigkeit einer sittlichen Erkenntnis, um deretwillen es sich zu leben lohnt, er wußte darum, aber er vermochte sie nicht auszusagen. Schopenhauer wird auch zum Vorbild, an dem er sich in den schwersten Stunden immer wieder aufrichtet. Die Grundgedanken von Bahnsens Philosophie aber stehen weitgehend fest, bevor er jemals dem großen Einsiedler begegnet war; Schopenhauer überlagert sie, er deckt sie immer wieder zu. Der Preis, den Bahnsen für diese Begegnung zahlen mußte, konnte nicht höher sein: Er hat die Errettung aus einer innersten Not mit dem Verlust seiner Wirkung, mit der Verkennung seiner wahren Stellung in der Geschichte der Philosophie beglichen. Spät erst findet Bahnsen zu seiner eigenen Freiheit zurück, nach langen, tastenden Jahren der Unsicherheit in seinem öffentlichen Auftreten, in denen er sich kaum zu sich selbst bekennt. Nun aber hat auch das Leben in der hinterpommerschen Verbannung bereits schwer an ihm gezerrt, kaum eine der Wunden will recht vernarben; es hat immer wieder nach ihm gegriffen, um ihn auszulöschen. Stil und Gedanke finden in diesen späteren Jahren nie wieder die geniale Unmittelbarkeit des Anfangs, die ungeheure Konsequenz, mit der der Jüngling Hegels Philosophie benutzt, um die Sinnlosigkeit des heraufdämmernden Zeitalters darzutun. Durch ihn hatte die Philosophie der Dialektik ihre radikalste Position erreicht, die hegelianische Linke eine äußerste Möglichkeit gewonnen; der Erwartung einer bevorstehenden absoluten Verwirklichung wird die Erkenntnis entgegengesetzt, daß die Entwicklung der Geschichte die Bewußtwerdung ihrer eigenen Nihilität zum Ziele hat. „Der Mensch ist nur ein sich bewußtes Nichts“, aber erst der Mensch dieses 19. Jahrhunderts darf ganz darum wissen, für ihn bleibt diese bewußteste Form der Verlorenheit aufbewahrt. Später erscheint manches abgemildert und seltsam verschlungen, ein skurriles Element gewinnt die Oberhand. Dennoch gelingt es Bahnsen auch jetzt noch, die Fragwürdigkeit eines Zeitalters, das sich vor gänzlich neue Tatsachen des Lebens gestellt sieht, ohne die Formen zu entwickeln, die für ihre Sinnbewältigung notwendig sind, in einer Philosophie zu fassen, die seine Bedeutung erst heute erkennbar werden läßt; seine Stimme wird wieder hörbar werden.

Am 14. 1. 1866 schreibt Bahnsen in ein Manuskript, dessen Titel nicht mehr aufgefunden werden kann: „Das eigentlich Intuitive ist aber auch das eigentlich Reale, — Das Zero ist der eigentliche Kern und Keim alles erscheinenden Daseins, das wahre Ansich der Dinge, aber nicht ein Ding an sich.“ Die Welt ist aus dem Nichts gezeugt, es ist der Sinn ihrer Evolution, daß sie im Bewußtsein zu sich selber kommt, um ihre eigenen Kinder zu verschlingen, die Stunde des Anfangs ist für immer vergangen. Wenige Jahre später aber heißt es in einer privaten Arbeit, der Neuen Metaphysischen Grundlegung zur Charakterologie: „Dagegen der Wille ruhet nimmer, ob auch das Wollen schlummert, und mit einer ihm selber vermuthlich entgangenen Doppelbeziehung sprach Schopenhauer von einem metaphysischen Bedürfnis, denn was er als solches uns kennen lehrte, ist das wahrhaft unersättliche — in ihm brennt ein nimmer zu stillender Durst nach Wahrheit und nach Versöhnung in und mit der Wahrheit.“